
Céline Trautmann-Waller

Deutsche Literatur zwischen Kulturtransfer und Mythologisierung. Georg Witkowski, ein jüdischer Germanist in Leipzig?

Kurz gefaßt könnte man sagen, daß Georg Witkowski ein in Berlin geborener, größtenteils in Leipzig aufgewachsener und ausgebildeter Germanist war, der, nach einer alles andere als glanzvollen Karriere an der Leipziger Universität, 1933, als Jude, ohne Rente in den Ruhestand versetzt wurde und 1939 sechsundsiebzigjährig im Exil in Holland starb. Die Gegenüberstellung Kulturtransfer und Mythos verweist auf eine für mich herausragende Spannung in seiner wissenschaftlichen Arbeit. Einerseits hat er durch seine Arbeiten über die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts – das heißt über Martin Opitz, über die Übersetzungen Diederichs von dem Werder und über die Vorläufer der Anakreontiker – gezeigt, wie sehr die deutsche Literatur, und man könnte darüber hinaus wohl die deutsche Kultur sagen, durch die Nachbildung fremder Muster von einer gewissen Roheit bis zur wahren Poesie aufstieg. Weit von Betrachtungen über Volksgeist oder germanische Vergangenheit entfernt, ohne aus den Dichtern mythologische Gestalten zu machen, verfolgt seine äußerst historische Betrachtungsweise die Verflechtungen des historischen Geschehens, der Gesellschaft und des literarischen Lebens, letzteres auch in seiner Materialität. Seine Arbeiten haben einen ganz eigenen Ton, der unter anderem durch eine gewisse Ironie gekennzeichnet ist, die weder vor der Darstellung der Anbiederung der Hofdichter noch der des hemmenden Einflusses der katholischen oder protestantischen Orthodoxie für das geistige Leben zurückschreckt. Zu den damals üblichen Betrachtungsweisen der Literatur, besonders in der akademischen Produktion, bilden seine Texte einen relativ starken Kontrast.

Ein anderes Feld seiner Arbeit waren, wie oft hervorgehoben wurde, das 18. und das 19. Jahrhundert. Hier erscheint Witkowskis Stellung ganz anders. Seine wissenschaftliche Tätigkeit in diesem Bereich besteht vor allem aus wissenschaftlichen Ausgaben (Lessing, Schiller, Goethe) und populärwissenschaftlichen Schriften (eine Biographie Goethes¹, eine Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert²) und ist vor allem volkspäda-

1 G. Witkowski, Goethe, Leipzig 1899.

2 G. Witkowski, Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt, Leipzig 1904.

gogischen Zielen gewidmet. Die Klassiker bleiben für ihn der die Zeit überdauernde Schatz, an dem sich das deutsche Volk fortbilden könne und müsse. So hat Witkowski durch manche seiner Arbeiten an der Errichtung des literarischen Mythos der deutschen Klassik eifrig mitgearbeitet.

Der Untertitel meines Beitrags mit dem Fragezeichen verweist auf den wesentlichen Einschnitt, den die Machtübernahme der Nationalsozialisten für Witkowski bedeutete. Er selbst führte seine verhinderte Karriere in persönlichen Aussagen auf seine jüdische Abstammung zurück, er scheint sich jedoch nie öffentlich gegen antijüdische Ressentiments gewehrt zu haben. Nie treten Juden oder jüdische Themen in seinen Arbeiten auf, nie hat er öffentlich zu dem Antisemitismus in Deutschland Stellung genommen. Wer weiß, ob er sich selbst überhaupt als Jude verstanden hat?

Aus seinen Versuchen, sich trotz der Benachteiligung in der akademischen Welt eine wissenschaftliche Existenz zu sichern, wobei über Buchkritik, öffentliche Vorträge, Herausgebertätigkeit und Vereinswesen auch andere Wege gesucht wurden, um der eigenen Auffassung der Literatur eine Wirkung in der Öffentlichkeit zu ermöglichen, ergibt sich ein Profil, das er mit anderen Germanisten jüdischer Abstammung vom Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts gemeinsam hat. Ich denke hier trotz der Unterschiede in der Spezialisierung, der Methode oder der Zugehörigkeit zu einer Schule zum Beispiel an Ludwig Geiger, Richard Moritz Meyer oder Eduard Behrend.

Witkowskis eigenen Weg möchte ich nun in drei Etappen verfolgen: Witkowski der Schüler Michael Bernays', Witkowski und Leipzig, Witkowski der Jude.

1. Die Beziehung zur deutschen Literatur oder: der Schüler von Michael Bernays

Wieso Witkowski Germanist wurde, können wir heute nur noch schwer bestimmen. Sicher ist, daß dies nicht von Anfang an seine Absicht war und daß er sich erst während der fünf Semester, die er in München verbrachte, als begeisterter Germanist erwies. Hier studierte er alte und neue Philologie, vor allem bei Conrad Hofmann und Michael Bernays, die sich beide durch ihre europäische Vision der deutschen Literatur auszeichneten. Als Professor der altdeutschen und altromanischen Sprachen verlangte Hofmann, daß die mittelhochdeutsche Dichtung im engsten Anschluß an die altfranzösische erforscht werde. Sein Leitgedanke war der Nachweis der Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Franzosen im Mittelalter. Bernays interessierte sich für die Übersetzungen, durch die die Deutschen mit anderen Literaturen Europas in Kontakt gekommen waren, und für die „Aneignungsprozesse“ des Fremden im allgemeinen. War es ein Zufall, daß Bernays, der dann Witkowskis Doktorvater wurde, ebenfalls jüdischer Abstammung war, und hat dies die Identifikation mit ihm, die man bei

Witkowski deutlich bemerkt, vielleicht erleichtert? Auch das ist heute nicht mehr nachzuweisen. Fest steht nur, daß der Sohn des orthodoxen Hamburger Rabbiners und Bruder des großen Althilologen Jacob Bernays, der sich durch seine Taufe mit seiner Familie verfeindet hatte und der 1873 in München als erster in Deutschland zum Professor für neuere Sprachen und Literaturen ernannt wurde, für Witkowski zu einer Vaterfigur in der Forschung wurde.

Wie sehr diese Wahl mehr als Karriereüberlegung oder reiner Zufall war, beweist die Mühe, die sich Witkowski nach Bernays Tod gegeben hat, um das Andenken seines ehemaligen Lehrers zu wahren. Nach dem Tode Bernays hatte der Berliner Germanist Erich Schmidt die Fortführung der Ausgabe von dessen Schriften übernommen, diese aber bereits mit dem zweiten Band beendet. Indem er auch die Reaktion anderer Kollegen aufgriff, wehrte sich Witkowski gegen das, was er als ein geschmälertes Bild des großen Germanisten Bernays und eine verschlammte Huldigung ansah, und gab zwei weitere Bände der Schriften heraus.³ Seine Einführung und die Wahl der Texte zeigen, wie sehr er versucht hat, die schwierige Synthese, die das Wesen dieses Mannes begründete, und die er wohl selbst in seinem Leben nachvollziehen wollte, aufrechtzuerhalten: auf der einen Seite Philologie als strenger Dienst am Wort, Einbindung der deutschen Literatur in den europäischen Kontext, Begründung einer wissenschaftlichen Germanistik gegen den Dilettantismus, und auf der anderen Seite ein nationales Pathos, das eine Beteiligung an der Errichtung der Germanistik als Dienst an der Nation bedeutete.

Die rege Editionstätigkeit von Bernays, die in einem ähnlichen Geist von Witkowski weitergeführt wurde, ließ sich besonders gut als Dienst am Werk definieren.⁴ Was Witkowskis Volkspädagogik betrifft, so war sie eine modernere Version von Bernays glühendem Patriotismus und von seiner Auffassung der philologischen Arbeit als „vaterländische Pflicht“⁵, ein Ausdruck, den Witkowski übernommen hat. Michael Bernays Samm-

3 M. Bernays, *Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte*, Bd. I (Hrsg. M. Bernays), Stuttgart 1895, Bd. II (Hrsg. E. Schmidt), Leipzig 1898, Bde. III-IV (Hrsg. G. Witkowski), Leipzig 1899.

4 Sie scheint somit eine Anekdote von Viktor Klemperer zu bestätigen. Dieser beschreibt die seltsame Taktik, mit der die jüdische Germanistin Elsa Glauber im nationalsozialistischen Deutschland ihre Bibliothek vor der Konfiszierung nicht-jüdischer Bücher durch die Polizei rettet: „Hiß der Herausgeber eines Bandes Richard M. Meyer, so hob Elsa Glauber den Schleier des M. und setzte für die Abkürzung den Vornamen ein, oder sie machte auf das Judentum des Germanisten Pniower aufmerksam, oder sie belehrte die Sehenden darüber, daß der eigentliche Name des berühmten Gundolf der Judenname Gundelfinger sei. Es gibt unter den Germanisten so viele Nichtarier, daß unter dem Schutz dieser Herausgeber sich Goethes und Schillers Werke und viele andere in „jüdische Bücher“ verwandelten.“, in: V. Klemperer, *LTI. Die unbewältigte Sprache*. Aus dem Notizbuch eines Philologen (Ausg. München 1969, S. 193).

5 M. Bernays, *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes*, Berlin 1866, S. 89.

lertätigkeit (er besaß zu seiner Zeit eine der größten Privatbibliotheken in Deutschland) fand in Witkowskis eigener Leidenschaft für Bücher eine Fortführung, wobei dessen Beteiligung an der deutschen Bibliophilie sie durch eine modernere Form der Buchgeschichte erweiterte. In der Wahl seines Dissertationsthemas stand Witkowski Bernays ebenfalls sehr nah. Dieser hatte seinerzeit die Shakespeare-Übersetzung von A. W. Schlegel bearbeitet. Witkowski arbeitete über die Übersetzungen aus dem Italienischen des Mitglieds der Fruchtbringenden Gesellschaft, Diederich von dem Werder, der sich zur Zeit von Opitz die Hebung und Reinigung der Literatur zum Ziel gesetzt hatte. Daß Witkowski somit äußerst bewußt über eine Zeit arbeitete, in der die deutsche Literatur sich noch in einer Entstehungsphase befand, beweist folgender Satz seiner Einleitung: „Am spätesten von allen Kulturvölkern Europas erhielt das deutsche eine geregelte Form seiner Kunstdichtung.“⁶ Und weiter

„In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging in Deutschland beklagenswerter poetischer Impotenz das Streben zur Seite, eine höhere Literatur zu schaffen, und das einzige Mittel, welches sich hierzu darbot, war Nachbildung fremder Dichtungen, fremder Formen.“⁷

Er skizziert somit die höchst europäische Konstellation (Frankreich, England, Spanien und Italien), in der die deutsche Literatur entstand. Vielleicht könnte man sagen, daß sowohl Bernays als auch Witkowski besonders aufmerksam waren gegenüber solchen Phänomenen der Übersetzung und „Aneignung“ (man vergleiche, wie Bernays die Rolle Shakespeares für die deutsche Kultur analysiert), die nach einem Schema funktionierten, das auch ihre eigene Akkulturation oder die der ihnen vorhergehenden Generationen deutscher oder osteuropäischer Juden erklären konnte.

Die europäische Einbindung der deutschen Literatur, die damit erzielt wurde, steht ziemlich deutlich im Gegensatz zur immer stärker germanisierenden Tendenz der Literaturwissenschaft und erinnert auch an die komplexe Konstellation der Forschungen über die Literatur des Barock, in der Richard Alewyns Projekt einer europäischen Barockforschung einige Jahre später „ein Gegenbild zur deutsch-nationalen, preußisch-protestantischen Ideologie darstellte“.⁸ Für Germanisten wie Alewyn wurde Opitz, als wirklicher Gründer der deutschen Sprache, dann ein positiver Gegenpol zu Luther, der für den sinnesfeindlichen, strengen Protestantismus stand. Bei Witkowski hingegen wirkt es so, als hätte er im voraus gegen den Gründungsmythos Opitz angekämpft, vielleicht manchmal etwas unobjektiv. Er

6 G. Witkowski, Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1887, S. 1.

7 Ebenda, S. 68.

8 R. Weber, Richard Alewyns Projekt einer europäischen Barockforschung. Ich danke Frau Regina Weber, die mir ein Exemplar ihres im Druck befindlichen Beitrags zu einer Festschrift gab.

macht ihn nicht zum Helden, zur mythischen Figur, sondern unterstreicht einerseits die Mängel seiner dichterischen Produktion, andererseits die Schwächen seiner Persönlichkeit:

„Als Martin Opitz mit seinen ersten Gedichten hervorgetreten war, erscholl zum ersten Male in ganz Deutschland der freudig begeisterte Ruf: Habemus poetam, jener Ruf, der das glühende nationale Verlangen, am Wettbewerb der Völker um die Palme poetischen Ruhmes teilzunehmen, bezeichnete. Über ein Jahrhundert hindurch ward er immer wieder dem Ausland entgegengetragen, ohne daß wirkliche Leistungen ihm tatsächliche Berechtigung verliehen hätten (...)“⁹

Der Erfolg von Opitz lasse sich demnach nicht durch seine dichterischen Leistungen erklären, sondern dadurch,

„daß er sich als Dichter mit einer nie zuvor gesehenen Geschicklichkeit eine soziale Stellung innerhalb der höchsten Kreise der Gesellschaft, des Adels und der Gelehrten, zu verschaffen gewußt hatte. Er schuf seine Theorien recht eigentlich für diese Kreise, er kam mit denselben dem Dilettantismus (...) entgegen.“¹⁰

Mit der Wahl des Themas seiner Habilitationsschrift, *Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn*, führt Witkowski diese Analyse des Ursprungs der modernen deutschen Literatur fort. Wieder einmal geht es um Nachahmung, um Nachbildung und ihre konstitutive Rolle für die deutsche Literatur, wobei die Beschreibung des Prozesses hier zum Teil noch verfeinert wird. Wieder einmal zeigt Witkowski,

„wie wenig es den deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts gelang, die fremden Gedanken und Formen, deren Nachbildung sie nun einmal als ihre Aufgabe betrachteten, wiederzugehen (...)“¹¹

Erst mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts habe sich diese Lage verändert, und dies aber, seiner Analyse nach, vor allem dank des französischen Einflusses. Trotzdem blieb die Nachbildung

„lange eine äußerliche, denn während in Frankreich die leichten Verse von Weltleuten in Spitzenjabot und Soutane ohne Mühe hingeworfen wurden, weil sie durch Inhalt und Sprache den Ton der Kreise, in denen sie entstanden, wiedergaben, war in Deutschland der mittlere, in streng ehrbarer Sitte gefestigte Bürgerstand seit langem der Träger der Poesie, ihre Förderer waren Gelehrte und einzelne Adelige, die sich zu einer flüchtigen Liebschaft mit der deutschen Muse herabließen.“¹²

9 G. Witkowski, Diederich von dem Werder (siehe Anm. 6), S. 59.

10 Ebenda, S. 59.

11 G. Witkowski, *Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn*, Leipzig 1889, S. 17.

12 Ebenda, S. 37.

Erst mit Hagedorn sei es der deutschen Dichtung gelungen, durch die Nachbildung eine neue deutsche Dichtung zu schaffen, „die durch die Vereinigung der bei den Vorbildern vereinzelt vorhandenen Eigenschaften ein eigenartiges nationales Gepräge erhält.“¹³

Um solch eine reiche Darstellung der komplexen Verflechtungen und Aneignungsprozesse zu geben, brauchte Witkowski nicht nur eine tiefe Kenntnis der deutschen Literatur und des ganzen europäischen Kontextes, sondern auch eine relativ große Vorurteilslosigkeit, die den zum Teil mythologisierenden Ergebnissen der Erforschung des deutschen Mittelalters und der Errichtung eines literarischen Pantheons zuwiderlief. So beschreibt er zum Beispiel das Scheitern mancher durch deutsche Dichter geleisteten tölpelhaften Nachbildungen mit einer besonders humorvollen Respektlosigkeit und schreckt nicht davor zurück, ein urdeutsches Symbol wie das Biertrinken im Vergleich zum vergeistigten Weingenuß zu verulken:

„(...) in der Dichtung eines Finkelthaus, eines Berehe waltet die Roheit und die Zote, wenn sie lieben, die dicke tabakgeschwängerte Kneipenluft, wenn sie trinken. Es ist in der That wahr, was Johann Friedrich Löwen, der selbst zu den Anakreontikern gehört, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Dichtern dieser Art urteilt: ‚Ihre Weinlieder waren keine begeisterten Lieder des Bacchus, es waren deutsche Bierchansons. Man sahe es den Liedern gar nicht an, daß den Dichter der flüchtige Geist des Weins erhitzt hatte. Seine Verse taumelten und stolperten ebenso schwer, wie ein guter Bauernlimmel, der sich mit zu vielem Merseburger überladen hat.“¹⁴

Keine Aussage von Witkowski gibt Anlaß dazu, hierin eine bewußte Herausforderung zu sehen, und doch muß man versuchen sich vorzustellen, wie sehr diese ironische Nüchternheit 1889 einer Provokation gleichkam. Ich glaube deshalb, daß man die Beschuldigung des Dresdener Ministeriums von 1933, Witkowski habe in seinen Vorlesungen „eine Art Literaturbetrachtung gepflegt (...), die das nationale Empfinden der Hörer erheblich verletzt hätte“,¹⁵ durchaus ernst nehmen muß, daß heißt nicht als Ausrede, um die Ausweisung des Juden zu legitimieren, sondern als Vorgehen gegen eine Literaturauffassung, die in ihrer nüchternen, harmlos wirkenden, aber präzisen Art durchaus als gefährlich empfunden werden konnte.

Wie läßt sich nach all dem erklären, daß Witkowskis Arbeiten über das 18. und 19. Jahrhundert so versöhnlich, so klassisch ausfallen? Die Einsichten in das höchst gemischte Wesen der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts übertrug er nicht auf die Klassiker, von deren Faszination er sich nie ganz los machte, wie es in folgender Aussage deutlich zum Ausdruck kommt:

13 Ebenda.

14 Ebenda, S. 7.

15 Zitiert in: Ch. Foerster, Nachwort, in: G. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig, Leipzig 1909, Nachdruck München 1994, S. IX.

„Mag in der Tat manches in den Anschauungen vor hundert Jahren anders gewesen sein und heute überlebt erscheinen, die große Gesinnung, die feurige Begeisterung für alles Edle und Hohe und die reine, leicht verständliche Form lassen die Werke unserer Klassiker noch immer als die beste, als die unentbehrliche geistige Nahrung für das deutsche Volk erscheinen.“¹⁶

Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß Witkowskis Biographie Goethes im Unterschied zu seinen anderen Werken als vollkommen veraltet, „unlesbar“ wie Walter Dietze sagt, erscheint. Es wirkt so, als spräche er hier nicht die eigene Sprache, als habe er hier eine symbolische „Pflichtübung“ geleistet, allerdings mit großer Überzeugung. Bei Witkowski wie bei Bernays scheint die Goethe-Biographie, und darüber hinaus die Bearbeitung für deutsche Klassiker, vor allem als Indikator der Beziehung zur deutschen Nation zu funktionieren.

2. Witkowski und Leipzig

Wenn das Jüdische in Witkowskis Arbeiten nicht als solches auftritt, so sind seine Arbeiten hingegen oft eng mit der Stadt Leipzig verbunden. Einerseits läßt sich diese Tatsache dadurch erklären, daß die Erkundung literarischer Bezüge durch Funde in den Leipziger Bibliotheken oder Archiven von dem dort lebenden Witkowski mit Leichtigkeit geleistet werden konnten. Dies erklärt seine Forschungen zu Lessings Leipzig, zu Goethes Leipziger Zeit oder zu Christian Reuters Biographie. Darüber hinaus erscheint Witkowskis Werk jedoch noch tiefer durch Leipzig geprägt.

Was die Stimmung an der Universität Leipzig betrifft, so scheint Witkowski sich hier relativ gut eingelebt zu haben. Zwei leitende Figuren dieser Universität am ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, der Historiker Karl Lamprecht und der Psychologe Wilhelm Wundt, werden von ihm in seinen Vorträgen erwähnt, und das Buch über die Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig bedeutete die Mitarbeit an einem durch Lamprecht geführten Projekt. Leipzig war, was die Medizinische Fakultät betraf, zwar als eine der deutschen Universitäten bekannt, in denen die Rückstellung jüdischer Dozenten am ungehemmtesten durchgeführt wurde, doch im germanistischen Bereich scheint Witkowski oft durch Studenten und Kollegen unterstützt worden zu sein. Über die Universität hinaus war Witkowski durch eine Reihe von Vereinen, Schulen und Zeitschriften eng am literarischen und kulturellen Leben der Stadt beteiligt. Seine Verehrung für die deutsche Klassik erklärt, daß er jahrelang der Vorsitzende des Schiller-Vereins war, seine volkspädagogische Einstellung, daß er zu den ersten Dozenten der Volkshochschulbewegung gehörte und, wie viele jüdische und nicht-jüdische Professoren der Universität, an der von der

¹⁶ Georg Witkowski, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen, Vortrag gehalten im Auftrag des Vereins für Volksunterhaltungen in der Alberthalle zu Leipzig, Leipzig o.J., S. 17.

Frau des liberalen Leipziger Rabbiners, Henriette Goldschmidt, 1911 gegründeten Hochschule für Frauen teilnahm.¹⁷ Einblick in diese verschiedenen Tätigkeiten liefern sein Buch über die Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert, das direkt aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen ist, oder die gedruckte Fassung des Vortrags „Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen“.¹⁸

Bekannt ist vor allem Witkowskis Rolle in dem Leipziger Bibliophilen-Abend, den „Leipziger Neunundneunzig“, deren Geschichte – von der Kameradschaft der Anfänge bis zum übertriebenen Prunk der letzten Jahre – er in seinen Erinnerungen festgehalten hat. Über Liebhaberei, Sammlermacken und Technizität hinaus betraf die beginnende Bibliophilie das Buch in seiner Herstellung, an der Verleger, Drucker, Buchbinder und Illustratoren beteiligt sind, das Buch als Ware, die durch Buchhändler und Buchmessen an das Lesepublikum kommt und durch Buchkritik, Rezensionen und Reklame gefördert wird. Dies mag dazu verleitet haben, das Buch nicht nur als geistiges, sondern auch als gesellschaftliches Produkt zu sehen, was Witkowski in manchen seiner Analysen versuchte. In diesen Rahmen gehört auch die lange Zeit von Witkowski herausgegebene *Zeitschrift für Bücherfreunde*, die sich neben ihrem Spezialgebiet der Bibliophilie auch der Buchkritik widmete.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Witkowski durch die Stimmung dieser Stadt seinen Sinn für die Materialität des Buches und überhaupt des literarischen Lebens als Handel mit Büchern entwickelte. Vielleicht wurde selbst seine kritische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Formen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Editionen durch den Umgang mit Verlegern veranlaßt.¹⁹ So gehörten zu Witkowskis Freundeskreis neben Bibliophilen (wie Fedor von Zobecitz oder Carl Schüddekopf) auch viele Leipziger Verleger, so der Seemann-Verleger Gustav Kirstein, der Verleger und Goethe-Sammler Anton Kippenberg, der 1905 die Leitung des Insel-Verlages übernahm und mit seinen Projekten ein neues Kapitel der deutschen Verlagsgeschichte eröffnete. Der Verlagsleiter und Schriftsteller Friedrich Michael war ein ehemaliger Student von Witkowski und lebte eine Zeitlang in dessen Wohnung, so daß wir ihm einige Aufzeichnungen über das Privatleben Witkowskis verdanken. Durch Witkowski wurde er mit Anton Kippenberg bekannt, der ihn dann in den Insel-Verlag aufnahm.

17 Siehe A. Kemp, Henriette Goldschmidt. Vom Frauenrecht zur Kindererziehung, in: Judaica Lipsiensia. Zur Geschichte der Juden in Leipzig, hrsg. von der Ephraim Carlebach Stiftung, Leipzig 1994, S. 33-53, hier S. 45 u. 49.

18 Siehe Anm. 16.

19 Siehe G. Witkowski, Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch, Leipzig 1924.

Witkowski hat in dem regen Buchhandel der Stadt einen ihrer Pluspunkte gesehen, von dem die Bewohner nicht genug Nutzen ziehen würden. Ihr geringer Sinn für Literatur schien ihm um so erstaunlicher,

„da in Leipzig eine Reihe günstiger Umstände für das Verständnis des Wesens literarischer Produktion zusammentrafen und das Walten eines liberalen Geistes zu begünstigen schienen. Leichter und schneller als an irgendeinem andern Orte waren neue Werke hier zu erlangen. Die regelmäßige Berührung mit den jährlich dreimal die Stadt überflutenden Scharen von Kaufleuten aus aller Herren Ländern konnte den Sinn der Einwohner weiten, und der ausgebreitete Großhandel schuf Reichtum und Freude an allem Schmuck des Daseins.“²⁰

Er selbst hat diese Atmosphäre der Stadt in seinem eigenen Leben dann fruchtbar gemacht, denn das, was er hier für das 15., 16. und 17. Jahrhundert beschrieb, galt durchaus auch noch für seine Zeit und bedeutete zum Teil eine Projizierung des persönlich Erlebten in die Vergangenheit.

Die kritische Identifikation mit Leipzig zeigt sich besonders deutlich in dem 1909 erschienen Buch *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*, in dem Witkowski den Ton seiner Arbeiten über das 17. Jahrhundert wiederfand. Dieses Buch wurde zwar aus Anlaß des fünfhundertjährigen Jubiläums der Universität Leipzig im Auftrag der Historischen Kommission als Teil eines Gesamtprojektes „Geschichte des geistigen Lebens in Leipzig“ geschrieben, war also gewissermaßen eine Auftragsarbeit, doch es wird stets hervorgehoben, mit welchem Eifer Witkowski sich hier ans Werk machte. Dies erklärt das beeindruckende Ergebnis und die Tatsache, daß man hierin eine Leistung gesehen hat, die „ganz und gar seinem ureigensten Wesen entsprungen“ sei.²¹

Witkowski muß dieses Projekt, ein Kapitel der Literaturgeschichte aus der Sicht einer Stadt zu schreiben, als sehr anspruchsvoll empfunden haben. Er bewies somit, daß es durchaus einen Sinn hatte, eine Stadt als eine Einheit des literarischen Lebens zu betrachten, und nicht nur ein Werk, eine Biographie oder eine Nation. Interessant ist, daß der Berliner Germanist Ludwig Geiger, der Sohn des liberalen Rabbiners Abraham Geiger, als Ergebnis eines ähnlichen, aber aus persönlicher Initiative entstandenen Unternehmens, 1892 sein Buch *Berlin 1688–1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt* herausgegeben hatte, mit deutlichem Hinweis auf die Rolle der Juden für dieses geistige Leben. Beide scheinen als „Neuankömmlinge“ besonders empfindlich gewesen zu sein für den mehr oder weniger fruchtbaren Boden, den diese Städte in ihrem eigentümlichen Wesen für das Entstehen eines geistigen, literarischen Lebens bildeten.

20 G. Witkowski, *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig* (siehe Anm. 15), S. 2.

21 W. Dietze, Georg Witkowski (1863–1939), in: *Bedeutende Gelehrte in Leipzig*, Leipzig 1973, S. 197–208, hier S. 205.

Wie so viele seiner Arbeiten beginnt auch dieses Buch Witkowskis mit einer lapidaren, halb ironischen Behauptung: „Was Leipzig geworden ist, verdankt es dem Handel.“²² Und ironisch wird die Beschreibung Leipzigs oft genug ausfallen. So habe die Stadt in dem Bereich der Dichtung nichts Großes geleistet, weil „der genius loci Leipzigs aller Phantasiebetätigung widerstrebt“.²³ Manchmal scheint Witkowski sogar mit einem fast bitteren Ton auf eigene Erlebnisse und Enttäuschungen hinzuweisen:

„(...) das literarische Interesse und Verständnis der Bevölkerung hat nie einen gewissen Durchschnittsgrad überstiegen. Leipzig verhielt sich neuen geistigen Bewegungen gegenüber stets ängstlich zurückhaltend oder gar feindselig. Staatsbehörden, Bürgerschaft und Universität waren jedem kühnen Wagnis abhold und begegneten den selbständigen Geistern und den Neuerern mit verbissenem Ingrim, zwangen sie, aus der Stadt zu weichen, oder machten ihnen wenigstens das Leben darin schwer.“²⁴

Auf diesem Hintergrund rollt Witkowski dann die Geschichte des literarischen Lebens auf. Den Anfang bildet die Leipziger Universität, die in den „Epistolae obscurorum virorum“ von den Erfurter Poeten als Hochburg der Scholastik verspottet wurde. Diese Zeit war gekennzeichnet durch die Kämpfe zwischen den Vertretern des Humanismus und der auf katholischen Grundlagen beruhenden Bildung und durch die Anfänge des Bücherverkehrs auf der Leipziger Messe. Wenn am Anfang alles getan wurde, um der lutherischen Lehre den Eingang in Leipzig zu verwehren, so gelang dieser schließlich doch und eröffnete ein Zeitalter der lutherischen Orthodie. Diese habe

„seitdem bis zur Gegenwart (...) ihre Alleinherrschaft im Kurfürstentum und späteren Königreich Sachsen behauptet, eisern am starren Bibeldglauben festgehalten, von Kirchenregiment, Universität und Schule die freie Forschung ausgeschlossen und das ganze wissenschaftliche Leben ihrer Macht unterworfen.“²⁵

Trotzdem sei es Leipzig nicht gelungen, die Vorherrschaft im protestantischen Deutschland zu erlangen. Die geschichtliche Durchdringung des Stoffes wird auch hier die wichtige Rolle der äußeren Einflüsse beweisen. Unter diesem Zeichen steht zum Beispiel die nach dem Westfälischen Frieden beglunende glänzendste Zeit der sächsischen Kultur und Leipzigs, das vom letzten Viertel des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als literarische Hauptstadt galt. Mit dem Aufkommen einer „großen deutschen Kultur“ habe Leipzig diese Stehung allerdings scheinbar endgültig verloren.

22 Ebenda, S. 1.

23 Ebenda, S. 23.

24 Ebenda, S. 2.

25 Ebenda, S. 61.

Begleitet wird diese chronologische Darstellung von durchaus anregenden Einsichten in die Beziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft, die Witkowski vielleicht unter anderem dem wenig beachteten Samuel Lublinski und seinem Ende des Jahrhunderts erschienenen Werk *Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert* verdankt, das er in seinem Vortrag „Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen“ als wichtige Referenz im Bereich der Literaturgeschichte auflistet. Wenn er, durchaus im Sinne von Lublinski, in seinem Buch über die Geschichte des Dramas schreibt, man müsse für diese als wichtigen Bestandteil das Publikum beachten, so bleibt er doch in dieser Hinsicht weit hinter Lublinski zurück. Wir haben bereits gesehen, wie Witkowski versuchte, in seinen Arbeiten über das 17. Jahrhundert die soziale Stellung des Dichters in diesem Zeitalter als Günstling, Hofdichter oder Dilettant und ihren Einfluß auf die dichterische Produktion zu berücksichtigen. Dies führt er nun auf der Ebene einer Stadt aus, bleibt aber in seiner Betrachtungsweise doch mehr Historiker als Soziologe.

3. Witkowski, der Jude

In der Stigmatisierung als Jude und in der antisemitischen Hetze steht der Name oft im Vordergrund. So wurde damals beispielsweise ironisiert über den Namen des bereits zitierten Germanisten Richard M. Meyer, weil man fälschlich meinte, das gekürzte M. verstecke den jüdischen Vornamen Moses. Äußerst ungünstig war für Witkowski in dieser Hinsicht die Tatsache, daß der Publizist Maximilian Harden, was damals relativ bekannt war, in Wirklichkeit Maximilian Felix Ernst Witkowski hieß.²⁶ Wenn die beiden auch keine Brüder waren, wie oft fälschlich behauptet wird, so verwies die vermutete Verwandtschaft doch mit Recht auf den gemeinsamen Ursprung der aus Poien nach Berlin eingewanderten jüdischen Familien. Witkowski bemerkte dazu nur, der gemeinsame Name störe ihn wegen der publizistischen Skandale, in die Maximilian Harden verwickelt gewesen sei.

Die Untersuchungen zu den Hindernissen, auf die jüdische Akademiker in Deutschland in ihren Karrieren stießen, werden immer häufiger und beweisen jedesmal, wie schwierig es ist, beispielsweise die genauen Gründe für eine verweigerte Habilitation oder für ein verweigertes Ordinariat zu bestimmen. In den Akten fällt meistens nur das Unklare der Begründung auf. Die schwierige Karriere Witkowskis läßt sich folgendermaßen zusammenfassen. Seine Habilitation gelang erst nach einem zweiten Anlauf, nachdem man ihn beim ersten Mal monatelang auf eine Entscheidung hatte

26 In den Archiven der Universität hat Walter Dietze zwei antisemitische Hetzbriefe gegen Witkowski aus den Jahren 1924 und 1927 gefunden. Der zweite endet folgendermaßen: „Ich gratuliere der Universität zu so einem Mitglied, das auffallenderweise mit dem Geminnungslumpen Max Harden Namen, Rasse und noch etwas mehr gemein hat. Nomen est omen!“

warten lassen, was von jüdischen Habilitanten als typisch empfunden wurde. Ob die 1896 erfolgte Taufe dazu dienen sollte, den Eintritt in die akademische Welt zu vereinfachen, läßt sich heute nur schwer ermitteln. Auf jeden Fall blieb Witkowski nach seiner Habilitation sieben Jahre lang unbezahlter Privatdozent, dann 26 Jahre lang außeretatmäßiger Extraordinarius. Durch eine Petition der Studenten wurde diese Stellung dann zum etatmäßigen Extraordinariat gewandelt. Im August 1930 bedurfte es noch des Drucks der Leipziger Kollegen, um daraus, ein Jahr vor der Emeritierung, ein persönlliches Ordinariat zu machen. In einem Brief an seinen Freund Max Martenstein erklärte Witkowski, warum er keine Chance hatte, der Nachfolger von Albert Köster auf dessen Lehrstuhl zu werden:

„Ich selbst kann unter heutigen Umständen nicht in Betracht kommen; die Aussicht darauf ist mir acht Tage nach der Geburt abgeschnitten worden.“²⁷

Allerdings ermöglicht uns die heutige Kenntnis der Einflußsphären in der Leipziger Universität die Feststellung, daß dies auch ohne jüdische Abstammung für ihn als mit den Historikern und Psychologen sympathisierender Germanist unmöglich gewesen wäre. Es mag sein, daß Witkowskis journalistische Tätigkeit und seine Beteiligung an Vereinen eine Reaktion auf diese Lage bedeuteten. Hier würde sich der Vergleich mit Richard Moritz Meyer anbieten, der dem Scherer-Schüler Roethe erklärte:

„Ich würde, was Katheder und Ort angeht, mit Ihnen nur zu gern tatschen oder getauscht haben, denn jetzt ist es zu spät. All meine Schreibung ist ja nur Notbehelf (...)“²⁸

1933 begann dann die Reihe der Ausweisungen; wir haben bereits den Brief des Ministeriums zitiert mit der Anklage, Witkowski habe in seinen Vorlesungen nationale Gefühle verletzt. Als Verteidigung führte Witkowski seine vaterländische Gesinnung an und bewies somit, daß er die Lage in ihrer Unausweichlichkeit vielleicht in diesem Moment noch nicht erkannt hatte. Im September desselben Jahres wurde er dann wie viele andere jüdische Akademiker in den Ruhestand versetzt, erhielt aber ab Januar 1934 kein Ruhegehalt mehr.

Was in diesem Augenblick in Witkowski vor sich ging ist äußerst schwer zu rekonstruieren. Der ehemalige Schüler Friedrich Michael zählt die böswilligen Kränkungen auf, vom Verbot der Bibliotheksbenutzung bis zu Freiheitsberaubung und Mißhandlung, und kommentiert:

27 Zitiert von Ch. Foerster, Nachwort, in: G. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig (siehe Anm. 20), S. VIII.

28 Zitiert in H.-H. Müller, „Ich habe nie etwas anderes sein wollen als ein deutscher Philolog aus Scherers Schule. Hinweise auf Richard Moritz Meyer“, Beitrag zum Marbacher Symposium „Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland. 1871–1933“, Juni 1999 (im Druck).

„Was er bis dahin [d. h. bis zum Exil] gelitten hatte (...), läßt sich nur ahnen, denn er selbst sprach nicht davon, er zeigte dem Besucher – wenn er ihn nicht gar vor solchen ‚kompromittierenden‘ Besuchen warnte – immer das alte gütige Gesicht und lenkte das Gespräch mit weiser Mäßigung in die Bezirke seiner literarischen Welt.“²⁹

Fassungslos muß er gewesen sein. Das spürt man dann auch noch an dem Ton der Erinnerungen *Erzähltes aus sieben Jahrzehnten (1863–1933)*, die er im Jahre 1938 verfaßte, wie Friedrich Michael berichtet. In dem einzigen Kapitel dieser Erinnerungen, das veröffentlicht wurde, spricht Witkowski von dem „grausamen Geschick“, das ihm viele Freunde von sich entfernt hätte, und meint hiermit wahrscheinlich sowohl Emigration als auch Verfolgung:

„Auch in dieser Hinsicht bedeutet für mich das Jahr 1933 einen Abschluß. Aber während ich so vieles, was ich bis dahin besaß, angebüßt habe, haben meine Bücher damit zugleich noch höheren Wert als zuvor gewonnen. Sie trösteten mich, sie schenken mir immer neue Freuden. Indem ich sie zur Hand nehme, steigen manche liebe Scharen auf, nicht nur, die vor mir hinweggeschwunden, auch viele, die mir ein grausames Geschick vorzeitig entfremdete.“³⁰

Diese Bücher, die ihn trösteten, mußte Witkowski dann allerdings kurz danach hinter sich lassen.

Auffallend ist, daß Witkowski im April 1935 mit einem Vortrag über „Das Amsterdamer Theater und Rembrandt“, d. h. bemerkenswerterweise über ein nicht-deutsches Thema, an den Veranstaltungen des *Jüdischen Kulturbundes* in Leipzig, zu dessen Mitgliedern er gehörte, teilnahm.³¹ Ob es weitere Vorträge gab und wie Witkowski zu dieser Beteiligung kam, müßte noch erforscht werden. Interessant ist jedenfalls, daß er sich zu diesem Zeitpunkt bereiterklärte, indirekt gegen die Diskriminierungspolitik aufzutreten und dies mit einer deutlich jüdischen Etikette. Die Beteiligung Witkowskis ist sicherlich auf Beziehungen zu jüdischen Kreisen zurückzuführen, läßt sich allerdings nicht unbedingt als Rückbesinnung auf die jüdische Abstammung oder als Beginn einer jüdischen Identitätssuche interpretieren, sondern wahrscheinlich eher als Solidaritätsbekundung und Unterstützung der Versuche jüdischer Einwohner Leipzigs, überhaupt noch an Formen eines kulturellen Lebens teilzunehmen in der einzigen Form, in der es ihnen zu diesem Zeitpunkt erlaubt war. Darauf folgte dann im Mai 1939 die Umsiedlung nach Holland, wo Verwandte seiner Frau ihre Hilfe anboten. Die Emigration war wahrscheinlich nach der Pogromnacht von

29 F. Michael, *Bibliophilen*. Aus den Erinnerungen von Georg Witkowski, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, 75/1965, S. 1853–1861, hier S. 1853.

30 G. Witkowski, *Bibliophilie*. Aus den unveröffentlichten Erinnerungen, in: *Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde*, 1967, S. 9–19.

31 Siehe M. Unger, *Der jüdische Kulturbund in Leipzig 1934–1938*, in: *Judaica Lipsiensia* (Anm. 17), S. 183–184.

November 1938 beschlossen worden. Ein paar Monate nach dieser Umsiedlung, im September 1939, starb Witkowski in Amsterdam an Bronchialkrebs.

Die Rückstellung jüdischer Dozenten ist ein nachweisbares Kapitel der Geschichte der deutschen Universitäten. Der Fall Witkowski gehört dazu. Der Vergleich zwischen Michael Bernays und Georg Witkowski zeigt, wie sehr sich die Lage in dieser Hinsicht im Laufe des 19. Jahrhunderts verändert hat. Michael Bernays standen nach seiner Taufe die Türen weit offen, im Gegensatz zu seinem Bruder, dessen Festhalten am jüdischen Glauben in den Augen seiner Kollegen eine völlige Integration in die deutsche Nation unmöglich machte. Von dieser Sicht der Juden als Vertreter einer Religion kommt man im Falle Witkowskis zu einer Sicht der Juden als Vertreter einer Rasse, an deren biologischer Realität weder Assimilation noch Taufe etwas ändern könnten.

Vertraten jüdische Germanisten eine eher europäische Vision der deutschen Literatur, die den streng nationalistischen Interpretationen zuwiderlief, so beschuldigte man sie in diesem antisemitischen Kontext des Kosmopolitismus oder der feindlichen Einstellung gegenüber Deutschland. Beteiligte sie sich an der Errichtung des deutschen literarischen Pantheons, wurde dies oft genug als eine Entweihung durch Unberechtigte aufgefaßt. Bei Witkowski verbanden sich, wie wir gesehen haben, beide Tendenzen. Seine eigentümliche Stellung als Jude in Deutschland und als Jude in einer deutschen Universität mag der Ursprung für diese entgegengesetzten, scheinbar widersprüchlichen Tendenzen seiner Arbeit gewesen sein: einerseits eine durch den Zeitgeist und den Assimilationswillen bestimmte Verehrung der mythischen Figuren der deutschen Literatur, andererseits eine besondere Empfindlichkeit für das „Uneinheitliche“, das den Werdegang der neuen deutschen Literatur bestimmt hat, die im 18. Jahrhundert, mehr noch vielleicht als andere europäische Literaturen, durch eine Reihe von Kulturtransfers entstand.